

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 23. Januar 1902.

(Nachdruck verboten.)

Schwer gebüßt.

Nach dem Englischen. Roman von Clara Heineau.

(Fortsetzung.)

Er nahm seinen Hut, stürmte hinaus und schlug die Thür heftig hinter sich zu. Walter mußte seine ganze Selbstbeherrschung zusammenehmen, um Frau Turner in ruhigem Tone berichten zu können, daß ihr Gatte noch einen nöthigen Geschäftsgang zu machen habe — er dachte, es könnte wohl so sein, wenn er auch keine Gewißheit darüber hatte.

Nach eingenommenem Thee wurde Ellen zu Bett geschickt; Walter jedoch verweilte noch, auf ausdrückliche Einladung der Dame, ihr noch ein wenig Gesellschaft zu leisten. Frau Turner fühlte sich an diesem Abende leidender als gewöhnlich; sie hatte Walter herzlich lieb gewonnen und es gewährte ihr einen gewissen Trost, ihre Besorgnisse ihm mitzuthemen. Der Gedanke, ihr Töchterchen bald mütterlos zu wissen, bereitete ihr schweren Kummer und sie hörte gerne auf Walters ermunternde Worte, daß ihr Zustand sich gewiß bald zum Besten wenden werde.

Als Walter spät am Abend den Heimweg antrat, kam er an einem freien Platz vorüber, der als Bauplatz in Aussicht genommen war. In der entferntesten Ecke desselben, weit weg von der Straße, schritt ein Mann wie von Seelenqualen gepeinigt, den Hut in der Hand, den Kopf den Winden preisgegeben, auf und nieder. Walters scharfes Auge durchdrang die Dunkelheit und erkannte in dem einsamen Wanderer — Herrn Gilbert Turner.

6. Kapitel.

Einige Wochen waren vergangen, als Dr. Willis eines Tages zu seinem Staunen seine Schwester bei sich eintreten sah. „Du bist es, Luisa?“ rief er erfreut. „Ein Besuch von Dir ist eine Seltenheit. Du fühlst Dich doch nicht schlimmer?“

„Im Gegentheil; eher etwas besser als gewöhnlich,“ versetzte Frau Turner, Platz nehmend und ihre Hutbänder aufbindend.

„Und wo ist Ellen, mein kleiner Liebling?“

„Ich habe sie nicht mitgebracht, Robert. Ich kam, um wegen Gilbert ein Wort mit Dir zu reden. Es ist etwas mit ihm nicht in Ordnung, und ich kann mir nicht denken, was es ist.“

„Gewiß hat er wieder zu viele Gurken gegessen,“ rief der Doktor lachend; „das ist nun einmal seine schwache Seite.“

„Geessen! Ich wollte, er würde überhaupt nur etwas essen. Seit wenigstens vierzehn Tagen — ich glaube noch länger — berührt er kaum eine Speise. Daß er krank ist, muß jeder sehen; aber wenn ich ihn frage, behauptet er, ihm fehle nichts, es sei nur meine Einbildung, es scheint ihm lästig zu sein, wenn ich davon rede. War er schon hier, um Dich zu Rathe zu ziehen?“

„Nein; dies ist das erste, was ich davon höre. Welche Anzeichen bemerkst Du an ihm?“

„Mir scheint“, sagte Frau Turner, fast flüsternd, „daß sein Leiden mehr im Gemüth seinen Sitz hat. Er ist beständig in nervöser Aufregung und des nachts so unruhig, daß er jetzt allein ein anderes Schlafzimmer hat, um mich nicht zu stören, wie er sagt. Ich fürchte — ich fürchte, eine schwere Erkrankung ist im Anzuge. Sein Vater starb, wie Du weißt, an —“

„Wah! Thorheit! Du bildest Dir in der That zu viel ein, Luisa,“ unterbrach sie der Doktor. „Der alte Herr Turner hatte allerdings ein böses Leiden; aber wenn die Anfänge desselben bei Gilbert oder Heinrich sich zeigten, so würden sie ohne Zweifel in aller Hast zu mir eilen und ein Vorbeugungsmittel verlangen. Verlaß Dich darauf, in diesem Punkte sind Deine Besorgnisse unbegründet. Er hat vielleicht zu stark geraucht und sich den Magen verdorben.“

„Robert, sein Leiden ist weit ernsterer Natur,“ versetzte Frau Turner ruhig.

„Seit wann bemerkst Du es, Luisa?“

„Es mögen etwa drei Wochen her sein. Damals kam spät am Abend eine fremde Dame in unser Haus und bestand darauf, mit Gilbert zu sprechen. Sie waren wenigstens eine Stunde im Salon in eifriger, ja, heftiger Unterhaltung; dann verließ die Fremde das Haus, und bald nach ihr auch Gilbert — in Geschäften, wie Herr Hill sagte.“

„Nun, und was hat die Dame mit Gilberts Unwohlsein zu thun?“

„Bestimmtes weiß ich darüber allerdings nicht. Ellen erzählte eine etwas unklare Geschichte, daß die Dame am Nachmittag zu Forsters gekommen sei, nachdem sie Heinrich auf der Straße gesehen und für Gilbert gehalten hatte. Ein Fräulein — wie war doch der Name? — Gwinn, glaube ich.“

Dr. Willis ließ die kleine Glasphiole, die er zufällig in der Hand gehalten, zu Boden fallen; ob aus Unachtsamkeit oder ob die Worte ihn überrascht hatten, mußte er selbst am besten. „Nun?“ wiederholte er, nachdem er die Glascherben aufgelesen.

„Ich wartete bis Mitternacht, aber Gilbert Turner kehrte nicht zurück. Später hörte ich ganz leise die Hausthür öffnen, und er trat in das Ankleidezimmer. Ich rief ihm zu, wo er so lange geblieben, und er bat mich, nur ruhig weiter zu schlafen, er sei sehr beschäftigt und habe noch einige Briefe zu schreiben. Aber, Robert, anstatt zu schreiben, schritt er die ganze Nacht im Hause umher, aus einem Zimmer in das andere; und am Morgen — o, ich wollte, Du hättest ihn sehen können — sah er so blaß, so wild, so verfallen aus, wie jemand, der eine lange, schwere Krankheit durchgemacht. Ich bemerkte es deutlich, er hatte geweint. Von jener Zeit an datirt die Veränderung, von der ich Dir sprach.“

Der Doktor schien angelegentlich beschäftigt, die einzelnen Stücke der zerbrochenen Phiole aneinander zu passen. „Es wird wieder gut werden, Luisa; Sorge Dich nicht. Wahrscheinlich sind es geschäftliche Verwickelungen, die ihn quälen. Ich werde ihn einmal auf dem Bureau aufsuchen.“

„Aber verrathe nicht, daß ich Dir von ihm gesprochen. Es regt ihn schon auf, wenn man bemerkt, daß er verändert aussieht. Sage mir aber später aufrichtig Deine Ansicht über seinen Zustand.“

Der Doktor nickte nur als Antwort, und Frau Turner verabschiedete sich von dem Bruder. Dieser blieb in tiefen Gedanken zurück. Sein Diener trat mit der Meldung ein, daß zahlreiche Patienten im Wartezimmer sich befänden, aber der Doktor machte eine abwehrende Geberde, und der Mann wagte nicht zum zweiten male zu stören. Schmerz, Staunen, Bestürzung prägten sich in Dr. Willis' Zügen aus, und als er endlich sich aufrichtete, erhob er die Hände zum Himmel und murmelte Worte, die fast wie ein Gebet klangen: „Gott gebe, daß dem nicht so sei! Es würde Luisa tödten!“

Das zarte bleiche Antlitz Frau Turners neigte sich in diesem Augenblick über die kranke Frau Forster, von deren Befinden sie sich selbst hatte überzeugen wollen. Mit ihrem sanften, liebevollen Wesen, ihrer weichen, gütigen Stimme schien sie ganz am rechten Platz an einem Krankenslager.

„Nein, Ma'am, sprechen Sie mir nicht von Hoffnung,“ murmelte Frau Forster. „Ich weiß, daß es keine für mich giebt, und bin auf meinen Tod gefaßt. Seit vielen Jahren bin ich leidend, gnädige Frau, und ich sterbe im Frieden mit meinem Schöpfer, der mir ein gnädiger Richter sein wird.“

„Auch ich bin schon lange leidend,“ entgegnete Frau Turner bewegt. „Nur selten bin ich frei von Schmerz, und ich weiß, daß ich nie mehr gesund und kräftig werden kann. Aber dennoch — ich fürchte den Tod, wenn der Ruf an mich ergehen sollte.“

„O, haben Sie keine Furcht, gnädige Frau,“ rief die Kranke mit leuchtenden Augen. „Seien Sie überzeugt, ehe der Ruf ergeht, wird Gott Sie damit ausgesöhnt haben. Was liegt auch daran, ob wir etwas früher oder später diese Erde verlassen, wenn uns nur die ewige Seligkeit sicher ist?“

„Eine Seele, reif für den Himmel“, dachte Frau Turner, als sie die Kranke verließ. Auf der Straße traf sie mit Walter Hill zusammen, der sich gerade in das Geschäft begeben wollte. Sie schritt an seiner Seite weiter. „Ich gehe den gleichen Weg, wie Sie, Herr Hill,“ sagte sie freundlich. „Ich habe ein paar Worte mit meinem Gatten zu sprechen. Hoffentlich finde ich ihn allein.“

Walter ging der Dame voraus und klopfte an Herrn Turners Privatzimmer an. Als keine Antwort erfolgte, glaubte er, es sei niemand drinnen und öffnete die Thür.

Neben dem Tische standen zwei Herren; vor ihnen lagen Federn, Papier und etwas, das wie ein Chekbuch aussah. Sie mußten sehr beschäftigt gewesen sein, um das Klopfen überhört zu haben. Der eine war Herr Turner; der andere — Walter erkannte ihn sofort — Advokat Gwinn von Pattersford.

„Ich werde nicht unterzeichnen!“ rief Turner gerade mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Fünftausend Pfund! Ich wäre für immer ruiniert.“

„Dann kennen Sie die Folgen. Ich gehe sogleich, um —“

„Frau Turner wünscht Sie zu sprechen, Herr,“ begann hier Walter mit lauter Stimme, des andern Worte übertönend. Rasch wandten die beiden Herren sich um, und beim Anblick seiner Gemalin bedeckte Leichenblässe Gilbert Turners eben noch hochgeröthetes Gesicht. Der Advokat nickte Walter vertraulich zu. „Wie geht es Ihnen, Hill? Sie kommen hübsch vorwärts, wie ich hoffe. Wer ist diese Person, wenn ich fragen darf?“

„Diese Dame ist Frau Turner,“ entgegnete Walter nach einer Pause, befremdet, daß Herr Turner die Frechheit des Advokaten

nicht rügte. Allein jener schien nicht in der Verfassung, ein ruhiges Wort reden zu können.

Gwinn verneigte sich bis zur Erde. „Ich bitte die Dame um Verzeihung. Ich hatte keine Ahnung, daß sie Frau Turner sei.“ So übertrieben höflich war der Ton seiner Stimme, so tief die Verbeugung, daß Walters Wangen vor Unwillen über die versteckte Bosheit brannten.

„Gilbert, Du bist krank,“ sagte Frau Turner, in ihrer ruhigen, gelassenen Weise sich dem Gatten nähernd, ohne von dem Fremden Notiz zu nehmen. „Kann ich etwas für Dich thun? Soll ich nach meinem Bruder schicken?“

„Nein, nein; es geht schon vorüber. Bitte, laß uns allein, Luisa,“ flüsterte er hastig. „Ich bin sehr beschäftigt.“

„Du scheinst zu unwohl, um Geschäftliches zu besorgen. Kannst Du es nicht eine Stunde aufschieben? Die Ruhe würde Dir gut thun.“

„Nein, Madame, unser Geschäft läßt sich nicht aufschieben,“ bemerkte der Advokat und setzte sich nieder, mit derselben entschlossenen Miene, demselben Machtbewußtsein, wie seine Schwester vor einigen Wochen in Herrn Turners Halle Posto gefaßt.

Frau Turner verließ augenblicklich das Gemach, und Walter folgte ihr. „Wer ist jener Mensch!“ fragte sie mit etwas gereizter Miene. „Sein Benehmen gegen mich war höchst unpassend, gelinde ausgedrückt.“

Instinktmäßig verschwieg Walter die Thatsache, daß es der Bruder jenes alten Fräuleins sei, welches einst Herrn Turner in seinem eigenen Hause belästigt. Er entgegnete in möglichst gleichgültigem Tone, daß er den Herrn nie zuvor auf dem Bureau gesehen, und Frau Turner, eine nichts weniger als mißtrauische Natur, fragte nicht weiter. Sie war zu sehr von Sorge erfüllt über den leidenden Zustand ihres Gatten. Auch Walter mußte auf ihr dringendes Forschen zugeben, daß er Herrn Turner seit einiger Zeit sehr verändert finde.

„Herr Hill,“ begann die Dame nach kurzer Pause in gütigem Tone, „wie Sie wissen, ist auch meine Gesundheit nicht die beste und jede Aufregung schadet mir sehr. Ich möchte im Vertrauen eine Frage an Sie richten. Daß Herr Turner krank ist, steht außer Zweifel; ob aber körperlich oder geistig, kann ich nicht ergründen. Er beobachtet mir gegenüber eine ungewöhnliche Zurückhaltung, wahrscheinlich, um mir einen Schmerz zu ersparen. Allein jede Gewißheit ist mir lieber, als diese qualvolle Spannung. Sagen Sie mir, wenn Sie es können, ob er im Geschäft großen Aerger oder sonstige Unannehmlichkeiten gehabt hat?“

„Nicht, daß ich wüßte,“ versetzte Walter sofort. „Ich bin überzeugt, daß von dieser Seite keine Störung gekommen ist.“

„Also ist es, wie ich vermutete; er muß an einem Uebel leiden, das er mir zu verbergen wünscht.“

Sie verabschiedete sich von Walter und dieser suchte sein gewöhnliches Arbeitszimmer auf. Bald darauf hörte er die Stimmen der beiden Herren, und der Besucher schritt an seinem Fenster vorüber. Herr Turner trat bei Walter ein. „Ist meine Frau weggegangen?“

„Ja, Herr.“

„Wissen Sie, was sie von mir wollte?“

„Ich glaube nicht, daß etwas Besonderes sie herführte; wenigstens machten ihre Worte mir diesen Eindruck.“

Eine Pause trat ein; Herr Turner starrte düster vor sich hin. „Fragte meine Frau, wer der Fremde sei?“ begann er wieder, etwas zögernd.

„Ja, Herr; aber ich sagte es nicht. Ich bemerkte nur, daß ich den Herrn früher nie hier gesehen.“

„Sie kennen ihn?“ kam es rasch und scharf von Herrn Turners Lippen. „Und aus welchem Grunde haben Sie meiner Frau den Namen verheimlicht?“

Es klang wie Furcht aus den letzten Worten, und Walters ehrliches Gesicht bedeckte sich mit flüchtiger Röthe. „Ich bitte um Verzeihung, Herr; es geschah fast unwillkürlich. Da Sie früher den Besuch der Schwester geheim zu halten wünschten, glaubte ich, auch über den heutigen Besucher schweigen zu müssen.“

„Richtig, ganz richtig,“ murmelte der andere; „ich wünsche nicht, daß von dem Besuche dieses Mannes gesprochen wird. Erwähnen Sie nie seinen Namen, besonders nicht vor meiner Frau. Ich nehme an, daß er mich nicht betrogen hat,“ fügte er mit dem mißglückten Versuch eines Lächelns bei; „es war wirklich Gewinn von Ketterford, nicht wahr?“

„Gewiß,“ versetzte Walter überrascht. „Haben Sie ihn früher nicht gekannt, Herr?“

„Nein; und ich wollte, ich hätte ihn niemals kennen gelernt.“

„Verzeihen Sie, Herr, daß ich mir erlaube, Sie auf etwas aufmerksam zu machen. Sollten Sie in geschäftliche Verbindung mit ihm treten wollen, so ist große Vorsicht geboten. Mancher hatte Ursache, es bitter zu bereuen, daß er in des Advokaten Klauen gerathen.“

Ein tiefer schwerer Seufzer drängte sich aus Gilbert Turners Brust. Er stand von Walter abgewandt. Dieser begann von neuem mit warmer Theilnahme: „Herr, kann ich Ihnen auf irgend eine Weise dienen? Auf irgend eine Weise? Sie haben nur über mich zu verfügen.“

„Nein, nein, Hill. Ich gerieth in jenes Menschen Klauen — wie Sie es treffend bezeichnet — vor Jahren, und die Buße muß bezahlt werden. Dafür giebt es keine Hülfe.“

„Ohne ihn zu kennen, Herr?“

„Ohne ihn zu kennen. Und ohne zu wissen, daß ich in seiner Schuld war, bis vor wenigen Wochen. Ich hatte in der That keine Ahnung davon.“ Herr Turner war in seltsame Aufregung gerathen; große Schweißtropfen bedeckten sein Gesicht. Er suchte Walters Blick zu vermeiden und rang offenbar nach Fassung. „Das kommt von dem Leichtsinne junger Leute,“ bemerkte er nach einer Weile mit erzwungenem Gleichmuth. „Walter Hill, ich will Ihnen einen guten Rath geben. Rühren Sie nie einen Wechsel an. Mag die Sache noch so unschuldig scheinen, nach Jahren kann sie Ihnen noch schwere bittere Stunden bereiten.“

„Also ist es eine Geldangelegenheit!“ dachte Walter. „Ich hätte es wissen können, da Gewinn dabei theilhaftig ist.“ — — —

Am Abende dieses Tages saß Walter noch lange bei seiner Lampe und las. Erst als die benachbarte Thurmuhr die Mitternachtsstunde verkündete, fuhr er auf, schloß sein Buch und öffnete das Fenster, um einen Blick in die Nacht hinauszuthun, ehe er sein Lager aufsuchte. Am Himmel funkelten zahllose Sterne, die Luft war weich und angenehm; in der ganzen Straße herrschte Todtenstille. Walter lehnte sich an das Fensterkreuz; seine Gedanken weikten nicht bei dem friedlichen, nächtlichen Wüde, das ihn umgab, sondern bei dem merkwürdigen Anstern, der über seinem älteren Prinzipale zu walten schien. „Fünftausend Pfund!“ Sein feines Ohr hatte deutlich die Summe erfaßt. Konnte er in solchem Umfange in Gewinns Klauen gefallen sein? Manches war für Walter noch unerklärlich. Herr Turner hatte auf „Wechsel“ angespielt; Fräulein Gwinn von der Auflösung ihres glücklichen Heimes gesprochen; zwei Fälle, die anscheinend in enger Verbindung mit einander standen. Und wie kam es, daß ihnen sein Name unbekannt war, wenn sie —

Hier erlitt Walters Gedankengang eine plötzliche Unterbrechung. In dem Nebenhause wurde rasch die Thüre aufgestoßen, und eine weibliche Gestalt lief weinend auf die Straße. Es war Marie Forster. Sie klopfte heftig bei Peter Duale, Walters Hausherrn. „Was giebt es, Marie?“ fragte Walter.

„O, Herr,“ rief das Mädchen aufschauend, „wollen Sie nicht Frau Duale wecken und herüberschicken? Mutter liegt im Sterben.“

Damit war sie auch schon wieder zurückgeeil, während ein anderer Hausbewohner mit Windesschnelle die Straße hinauseilte, um Dr. Willis herbeizurufen, der die Kranke in letzter Zeit manchmal besucht. In unglaublich kurzer Zeit fand sich Frau Duale in dem Sterbezimmer ein. Bald nach ihr erschien auch der Doktor. Walter war in das kleine Hausgärtchen getreten, um dessen Weggehen abzuwarten. „Wie geht es der Frau, Herr Doktor?“ fragte er, als dieser nach kaum zehn Minuten das Haus wieder verließ.

„Sind Sie es, Hill? Die Aermste ist soeben verschieden. Ich dachte mir, daß es zuletzt plötzlich kommen würde. Doch sie ist allem Erdenleid enthoben; ihre Seele war für den Himmel reif.“

Walter sah ergriffen aus, aber er erwiderte nichts. Nach einer Pause begann der Doktor wieder: „Hill — um von einem feierlichen Thema auf ein anderes zu kommen, das vielleicht am Ende nicht weniger feierlich sich erweisen wird —, ich suchte meinen Schwager heute Mittag auf seinem Bureau auf und traf unter dem Thore mit einem verdächtig aussehenden, schielenden Menschen zusammen. Turner gab mir eine ausweichende Antwort, als ich nach dem Namen dieses seltsamen Besuchers fragte. War es Gewinn von Ketterford?“

Der Doktor hatte in leisem, verändertem Tone gesprochen und wie beschwörend seine Hand auf Walters Schulter gelegt. Dieser war im Zweifel, welche Antwort er geben sollte. „Sie brauchen nicht zu zögern, Hill,“ sagte der Doktor, seine Gedanken errathend. „Gewiß hat mein Schwager Ihnen Schweigen anbefohlen, und Sie wollen natürlich Ihrem Worte treu bleiben. Sprechen Sie also nichts; ich weiß nun dennoch, was ich zu wissen wünschte. Gute Nacht, mein junger Freund; wir würden ihm beide gerne dienen, wenn wir nur wüßten, wie.“

Walter blickte dem Davongehenden nach und kehrte dann in das Haus zurück, da es in der Straße lebendig zu werden anfing. Trotz der nächtlichen Stunde hatte sich die Trauerkunde rasch unter den Nachbarn verbreitet, und alle eilten herbei, um ihre Theilnahme zu bezeugen oder ihre Neugierde zu befriedigen.

7. Kapitel.

Am nächsten Morgen saß Walter bereits frühzeitig vor seinem Pulte, mit dem Sortiren der eingelassenen Briefe beschäftigt, was einen Theil seiner täglichen Obliegenheiten bildete. Seine Gedanken waren jedoch nicht ganz bei der Sache, als der Poststempel „Ketterford“ auf zweien der Kouverts sein Auge fesselte. Das eine trug seine eigene Adresse, das andere die des „Herrn Gilbert Turner“ in der gleichen Handschrift. Walter ordnete rasch die übrigen Briefe, trug die der Herren Turner in deren Privatzimmer und erbrach dann hastig das an ihn gerichtete Schreiben.

Bis zum Ende las er und dann erst fing er an, mißtrauisch zu werden, ob der Brief für ihn gewesen. Kein Name war darin ausgesprochen, alles war kurz und knapp gehalten, die Unterschrift lautete einfach „A. G.“. Er las zum zweiten male und da durchblühte ihn plötzlich dessen furchtbare Bedeutung. Seine Stirne färbte sich dunkelroth; er war in den Besitz eines gefährlichen Geheimnisses gelangt.

Es stand außer Zweifel, daß der Brief von Fräulein Gwinn an Herrn Turner gerichtet war. Durch ein verhängnißvolles Versehen hatte sie ihn falsch adressirt. Möglicherweise war jener andere Brief, der jetzt auf Herrn Turners Pult lag, für Walter bestimmt. Und dennoch, was konnte Fräulein Gwinn ihm zu schreiben haben?

Walter setzte sich nieder; er war ganz überwältigt von der entseßlichen Entdeckung, die er gemacht, und hätte vieles darum gegeben, wäre sie ihm erspart geblieben. Wechsel! Schulden! So hatte Herr Turner das Geheimniß zu erklären gesucht! Kein Wunder, daß er den Verdacht auf eine andere Fährte zu lenken wünschte.

Noch grübelte Walter über den Brief nach, als unerwartet Herr Turner bei ihm eintrat. Wie ein ertappter Verbrecher schob

er rasch das Papier in die Tasche; denn war auch das Schreiben offenbar an Herrn Gilbert gerichtet, so durfte dieser doch um keinen Preis erfahren, daß Walter Wittwiffer seines Geheimnisses geworden. Herr Turner hielt den andern Brief von Ketterford in der Hand. „Dies ist für Sie, Hill. Er wurde wohl nur irrtümlich an mich adressirt.“

Walter überblickte rasch die wenigen Zeilen, welche ein kleineres, versiegeltes Billet umschlossen. Sie lauteten: „Mein Bruder ist in London, Walter Hill. Ich habe Grund zu glauben, daß er bei den Herren Turner vorsprechen wird. Wollen Sie ihm aufpassen und ihm die Einlage einhändigen? Hätte er mir sein Absteigequartier genannt, so brauchte ich Sie nicht zu bemühen — A. Gwinn.“

Walter vermochte nicht in seiner gewohnten offenen Weise zu Herrn Turner aufzublicken. Er fürchtete, dieser könne in seinen Augen die schreckliche Wahrheit lesen. „Was soll ich thun, Herr?“ fragte er besangen.

„Was Sie thun sollen? Am besten dies.“ Mit diesen Worten zündete Herr Turner ein kleines Wachslicht an und hielt das versiegelte Billet nebst dem an Walter gerichteten über die Flamme, bis beides gänzlich vernichtet war. „Sie könnten Ihren Auftrag nicht erfüllen, wenn Sie es auch wollten, denn der Mann ist bereits gestern Abend nach Ketterford zurückgekehrt,“ bemerkte Herr Turner und entfernte sich dann, ohne ein weiteres Wort. Rasch verbrannte nun Walter auch den in seiner Tasche zerknitterten Brief, froh, daß er seines Herrn Aufmerksamkeit entgangen. —

Neue Wolken zogen sich über dem Hause der Gebrüder Turner zusammen. Zwischen den beiden Brüdern hatte stets das herzlichste Einvernehmen bestanden, aber seit einigen Tagen drohte ein ernstliches Zerwürfniß den Frieden zu stören. Beide Theilhaber der Firma hatten fast ihr ganzes Vermögen in dem stets sich vergrößernden Geschäft stecken; was nicht augenblicklich im Betrieb sich befand, lag für die Firma „Gebrüder Turner“ auf der Bank. Jeder besaß ein kleines Privatkonto, aber bei weitem nicht hinreichend, um eine Wechselschuld von fünftausend Pfund damit zu decken. Herr Turner hatte diese Summe auf der Bank erhoben und weigerte sich, über deren Verwendung näher Auskunft zu geben. Heftige Worte fielen zwischen den Brüdern, und deren Klang drang an neugierige Ohren außerhalb ihres Privatimmers.

(Fortsetzung folgt).

(Nachdruck verboten.)

Wie finden die Schiffe über das Weltmeer?

Von Dr. Curt Rudolf Preuschner.

Wenn die Zeitungen in einer kurzen telegraphischen Notiz die Mittheilung bringen, daß irgend einer jener stolzen schwimmenden Paläste des Norddeutschen Lloyd's oder der Hamburg-Amerikalinie wiederum einmal in ganz außergewöhnlich geschwinder Fahrt den atlantischen Ozean durchmessen und zum Meide unserer freundlichen Vetteren jenseits des Aermellkanales die schnellsten Schiffe der Peninsular Steam Navigation, der Whit Star Line, der Cunard Steamship Company und anderer englischer Dampfschiff-Gesellschaften überboten hat, denkt der Bewohner des Binnenlandes mit Stolz wohl in erster Linie an das Achtung gebietende Können der Schiffsbau- und Maschineningenieure, die die ungeheuren Riesenleiber der modernen Schnelldampfer bauen und mit Dampfmaschinen ausgerüstet, deren Leistungen nicht mehr weit von 30000 Pferdekraft entfernt sind.

Fast gänzlich übersehen wird dabei die stille, aber nicht minder verantwortungsvolle Kunst, die nach vielen Millionen bewertheten Kolosse sammt ihrer kostbaren Last an Menschenleben und Gütern

auch sicher nach dem fernen Hafen zu lenken. Wer das Meer nur als ruhigen, schlafenden Riesen und nur die Eindrücke kennt, wie das Schiff in schönen, stillen Sommernächten den mit zahlreichen Leuchttürmen besetzten Kanal verläßt, um in das weite Weltmeer hineinzusteuern, während der Reisende angefichts der funkelnden, unwandelbaren Sternbilder des Firmaments in ruhiger Sorglosigkeit sich von dem Rauschen der im sanften Glanze des Meeresleuchtens phosphoreszirenden Wellen in's Reich der Träume hinübertragen läßt, findet es vielleicht selbstverständlich, daß der majestätische Schiffsrumpf auf seiner langen Fahrt weder nach links noch nach rechts von seinem vorgeschriebenen Pfade abweicht. Wenn aber zur Zeit der Nequinoktien bei unsichtigem Wetter die warnenden Zurufe der Dampfsirenen anderer Schiffe bald nah, bald fern durch das undurchbringliche Dunkel schallen, wenn tagelange Weststürme die weite Wasserfläche aufregen, und lange, bevor sich der Dampfer den Gestaden der neuen Welt naht, die gefährlichen schwarzen Nebel der New-Foundlandsbank sich in niemals erschöpfter Fülle über das Meer wälzen, dann fragt sich die Landratte wohl mit staunender Bewunderung, wie es auch unter diesen Verhältnissen möglich ist, den Kurs des Schiffes mit solcher Sicherheit einzuhalten.

Die Seefahrer des Alterthums hielten sich immer in der Nähe des Landes und steuerten bei Nacht, so gut es ging, nach den Sternbildern. Darum singt auch Homer von dem göttlichen Dulder Odysseus, nachdem ihn die hehre Nymphe Kalypso entlassen:

„Ihm schloß kein Schlummer die wachsamten Augen,
Auf die Plejaden gerichtet und auf Bootes, der langsam
Untergeht und den Bären, den andre den Wagen benennen,
Welcher im Kreise sich dreht, den Blick nach Orion gewendet
Und allein von allen sich nimmer im Ozean badet.“

In den engen Raumberhältnissen des östlichen Mittelmeeres konnten die Schiffe mit diesen Hülfsmitteln ihr Ziel erreichen, obwohl gewiß ungezählten Tausenden von ihnen der Strand, an dessen Nähe sie sich anklammerten, zum jähen Verderben geworden ist. Als aber gegen den Ausgang des Mittelalters Spanier und Portugiesen immer weiter an der Westküste Afrikas bis zum Kap der guten Hoffnung hinunterfuhren und die Ära der großen iberischen Entdeckungen begann, verließen die Landmarken den Schiffer, der nun auf andere Hülfsmittel für seine Orientirung bedacht sein mußte.

Das nächstliegende unter diesen waren die Land- und Seekarten, unter deren Benutzung man mit Hülfe der kurz vorher bekannt gewordenen Kompaßnadel, so gut es eben ging, den fernen Zielen zustrebte. Mit den Karten der großen Kolumbus, Bartolomeo Diaz, Cabral, Vasco de Gama und der anderen großen Seefahrer aus jener Zeit war es aber überaus kläglich bestellt, wiewohl Kolumbus bereits einige Instrumente und das Wesen der Höhenmessung am Himmel bekannt waren. Die Umrisse Europas und der angrenzenden Küstenstrecken Afrikas und Asiens sahen nicht viel anders aus, als ob ein halbwegs in der Geographie beschlagener Gymnasiast sie aus dem Gedächtniß gezeichnet hätte. Trotzdem gelang die Ueberkreuzung der Ozeane; denn auf einige Wochen Seefahrt mehr oder weniger kam es nicht an und wenn man das fremde Gestade auch an einem viele hundert Kilometer zu weit südlich oder nördlich gelegenen Punkte erreicht hatte, so tastete man sich eben dann in gefährlicher Küstenschiffahrt wie im Alterthume nach dem gewünschten Ziele hin.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in der Gegenwart. Die angewandte Astronomie und Geodäsie stellen dem Schiffer heute ein ganz vorzügliches Kartenmaterial zur Verfügung, das in ununterbrochener Arbeit immer genauer ins Detail vervollkommen wird. Natürlich sind auf diesen die Umrisse der Festländer und Inseln mit absoluter Genauigkeit eingetragen; dies ist jedoch der geringste Theil ihres Inhalts; denn sie enthalten auch sämtliche Leuchtfeuer, deren Sichtweite durch einen diese in meßbarem Abstände umgebenden Kreis angedeutet ist, während die Art des Feuers (jeder Leuchtturm zeigt nämlich ein anderes Licht) ebenfalls durch eine

kurze Bemerkung bezeichnet wird. Außerdem sind sämtliche sonstigen Seezeichen, wie Bojen und Baaken, Sandbänke, Untiefen, unterseeische Klippen und, was einer der wichtigsten Punkte ist, die Abweichungen eingetragen, die die Magnetnadel in den verschiedenen Theilen der Ozeane von der Nord-Südrichtung zeigt.

Die nothwendige Ergänzung erhalten die Seekarten durch die Segelhandbücher, die nicht nur, wie man irrthümlich glauben könnte, für die Segelschiffe, sondern nicht minder auch für die Dampfer von höchster Wichtigkeit sind. Aus ihnen erfieht der Schiffer, welche Winde in einer bestimmten Meeresgegend zu den verschiedenen Jahreszeiten vorherrschen, welche Meeresströmungen dort vorhanden sind und um welche Zeit die Gezeiten — Flut und Ebbe — eintreten, sodas er genau entnehmen kann, welchen Kurs er einzuschlagen hat und welche Gegenden er zweckmäßiger Weise meidet. Endlich enthalten die Segelhandbücher auch noch genaue Angaben über die Rheden und Häfen und über die Punkte, an denen der Schiffer Bootsen findet, die in gefährlichen Fahrwassern, wie sie die Mündungen der Weser und Elbe sind, bei Zeiten an Bord kommen, um die Führung des Schiffes in den Häfen zu übernehmen.

An den vielbefahrenen Küsten Europas und Nordamerikas sind die Leuchtfeuer so häufig, das der Schiffer vielfach zwei derselben in seinem Gesichtskreise haben wird; dies giebt ihm aber ein vorzügliches Orientierungsmittel in die Hand. Fährt er nämlich genau in der Weise, das das Licht eines bestimmten Thurmes gerade noch über der Kümme des Horizontes sichtbar bleibt, so weiß er, das er sich genau auf einem Punkte der Kreislinie befindet, die auf der Karte die Sichtbarkeit dieses Leuchtfeuers bezeichnet. Sobald nun auch das Feuer eines zweiten Leuchthurmes sichtbar wird, erkennt er, das er sich auch auf dem Leuchtkreise dieses letzteren befindet. Da aber durch den Schnittpunkt zweier Kreise stets die Lage eines Punktes genau bestimmt wird, kann er mit mathematischer Genauigkeit den augenblicklichen Ort seines Schiffes auf der Karte ablesen und den Kurs soweit abändern, das er drohenden Untiefen u. s. w. ausweicht.

Zur Zeit als England fast ein Monopol für die gesammte Seeschiffahrt besaß, waren auch die Segelhandbücher fast ausschließlich englischen Ursprunges, obwohl der Anstoß zur Ausarbeitung dieser auf Tausenden von Logbüchern — den Tagebüchern, die die Schiffskapitäne auf jeder Seereise führen müssen — aufgebauten Sammelwerke von einem Amerikaner, dem Marineleutnant Maury ausgegangen ist. Seit dem mächtigen Aufblühen der deutschen Segelschiffahrt verfügt unsere Marine aber auch über derartige Werke deutschen Fleißes, die denen des Auslandes übrigens in vielen Beziehungen überlegen sind. Die von der nautischen Abtheilung des Reichsmarineamtes ressortirende Hamburger Seewarte, die unter der vortrefflichen Leitung von Georg Neumayer steht, hat nämlich die deutschen und englischen Gewässer so wie die drei großen Meereskomplexe des atlantischen, indischen und stillen Ozeans in wahrhaft muster-giltiger Weise bearbeitet, sodas diesen Werken trotz ihrer relativen Neuheit schon heute in fremden Marinen vielfach der Vorzug vor den englischen Büchern gegeben wird.

Wie ermittelt nun aber der Schiffsführer die Lage seines Fahrzeuges und den einzuschlagenden Kurs, wenn er sich weit draußen auf dem Weltmeer befindet und kein Leuchtfeuer oder sonstiges Seezeichen ihn zurecht weist? Hier treten der Kompaß, das Log, der Schiffschronometer und astronomische Instrumente in ihre Rechte. Gerade hier beweist die Astronomie an einem schlagenden Beispiel, das sie nicht nur in weltverlorenem Idealismus in den entlegensten Himmelsräumen umher-schweift, sondern auch eine eminent praktische Wissenschaft ist, ohne die die heutige überseeische Schiffahrt gar nicht möglich wäre.

Mit den gewöhnlichen als Uhrkettenanhängsel verwendeten Kompassen haben die der Seeschiffe freilich nur eine sehr geringe Aehnlichkeit. Die Scheibe, auf der die in 32 Theile (Striche) eingetheilte Windrose angebracht ist, steht in fester Verbindung mit der

mächtigen Magnetnadel, so das sie mit dieser mitschwingt und man jede Himmelsrichtung ablesen kann, ohne das man das Instrument erst mühselig so zu richten braucht, das die Achse der Magnetnadel über der Nord-Südblinie der Windrose steht; daneben ist auch die Korrektion angebracht, die wegen des Einflusses der zahlreichen Eisentheile jedes Schiffes auf die Magnetnadel in Berechnung gezogen werden muß und empirisch in jedem Einzelfalle bestimmt wird; außerdem trägt die Scheibe eine genaue Gradeintheilung und endlich ist der ganze Apparat nach dem kardanischen System in einem Metallkessel derartig aufgehängt, das er nach allen Seiten frei schwingt und durch die Schwankungen des Schiffes nicht beeinflusst wird.

Ermöglichen diese Kompassse eine staunenerregende Genauigkeit der Steuerung, so giebt das Log ein Mittel in die Hand, die Fortbewegung des Schiffes annähernd sicher festzustellen. Ueber eine glatt rotirende Haspel ist eine lange und dünne Leine aufgewickelt, die nach jedesmal 7,20 Meter Entfernung einen Knoten oder sonst ein anderes Merkzeichen hat. Am freien Ende befindet sich ein an einer Kante mit Blei beschwertes dreieckiges Brettchen, das Log-scheit, das in's Wasser geworfen, sich senkrecht aufstellt und, während das Schiff weiterfährt, ziemlich genau an derselben Stelle im Wasser verharret, wobei die Leine von der Haspel abläuft. Will man nun die Geschwindigkeit messen, so wird das Log am Stern des Schiffes in das Wasser geworfen; Sanduhren, die gewöhnlich auf 14 oder 28 Sekunden geacht sind, geben die Dauer der Messung an. Sodann wird das Log wieder eingezogen und die Zahl der Knoten festgestellt, woraus einfach die Geschwindigkeit des Schiffes bestimmt werden kann. Auf diese Weise kann der Schiffer, von einem ihm bekannten Punkte seiner Fahrt ausgehend, leicht feststellen, wo er sich einige Zeit später bestimmt befindet. Immerhin sind aber die wechselnde Geschwindigkeit des Schiffes, Meeresströmungen und geringfügige Schwankungen der Steuerung Fehlerquellen, die das Resultat nach längerer Zeit unsicher machen und eine astronomische Ortsbestimmung mit Chronometer und Sextant bedingen.

Unter welchem Breitengrade er sich befindet, erfährt der Schiffer sehr einfach durch Messung der Höhe irgend eines Sternes über dem Horizont. Der Polarstern steht am Nordpol etwas über einen Grad vom Nordpol und sinkt mit jedem Grad, den ein Beobachter südlicher vom Pol steht, auch um einen Grad gegen den Horizont herab. Ergiebt daher die Messung, das der Polarstern nur 45 Grad mit der genannten Einschränkung sich über den Horizont erhebt, so ist das ein Beweis das für, das das Schiff unter dem 45ten Breitengrade fährt. Mit einer kleinen Modifikation kann auch jeder andere Stern und auch die Sonne zur Breitenbestimmung benutzt werden; die Sonne speziell aber ist es, aus deren Stande der Schiffer die geographische Länge abliest. Um die Mittagszeit beobachtet der damit betraute Offizier mit Hilfe des Sextanten sehr genau, um welche Stunde, Minute und Sekunde die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Sein Chronometer zeigt dabei die Zeit der Sternwarte Greenwich, deren Meridian als Norm jetzt allgemein adoptirt ist. Zeigt seine Uhr nun beispielsweise im Augenblicke des höchsten Sonnenstandes bereits 1 Uhr und 40 Minuten Nachmittag, so beweist das, das er sich genau hundert Zeitminuten westlich von Greenwich befindet. Da aber eine Stunde Zeitdifferenz, auf die Umdrehung der Erde bezogen, 15 Längengraden, oder 4 Zeitminuten jedesmal einem Längengrade entsprechen, so segelt sein Schiff in diesem Augenblicke unter dem 25ten Längengrade westlich von Greenwich.

Unschätziges Wetter vereitelt natürlich diese an sich sehr genaue Ortsbestimmung. Dann heißt es, die Geschwindigkeit zu mäßigen und mit halber Kraft weiterzufahren oder in der Nähe gefährlicher Küsten auch einmal gänzlich still zu liegen.

(Nachdruck verboten.)

Suschens erster Korb.

Eine heitere Reiseepisode von E. Sierra.

Das neue Jahr hatte seit ein paar Tagen seinen Einzug gehalten, aber bis jetzt nur seine schlechtesten Seiten gezeigt. Eine strenge Kälte hielt die Erde in starrem Bann und ein eisiger Nordost trieb große Schneeflocken vor sich her, versang sich unheimlich heulend in den Straßen der kleinen Stadt M. und thürmte gewaltige Schneehaufen auf.

Um ein kleines villenartiges Häuschen der Vorstadt trieb es Meister Boreas ganz besonders arg. Sogar die stolzen Tannen, die den Vorgarten schmückten, mußten sich tief vor der Gewalt seines Athems beugen. Aus Ingrimm darüber schlugen sie mit den Zweigen gegen die Fenster und schüttelten trotzig den immer erneut fallenden Schnee von ihren Nesten.

Angstlich lugte ein blonder Mädchenkopf aus dem Fenster. „Huh! Arme Susi, hast Du aber ein schlechtes Reisewetter! Das ist zum Fürchten.“

Die also Angeredete, ein großes, üppig gewachsenes junges Mädchen, schüttelte lächelnd den Kopf.

„Im Koupee spüre ich nichts von dem Wetter, und bis zum Bahnhof ist's nicht weit. Außerdem hülle ich mich in meinen alten ausrangirten Sackmantel, dem schadet das schlechteste Wetter nichts mehr. Ich hoffe, die dritte Klasse wird es nicht übel nehmen, wenn Suschen Werner sich ihr mal in einem schäbigen Mantel präsentirt.“

„Na, Suschen, die Insassen der zweiten Klasse empörten sich aber sicherlich bei Deinem Anblick in dem Mantel.“

„Das wollen wir nicht hoffen,“ ließ sich da die Stimme eines alten Herrn, des Vaters der jungen Mädchen, vernehmen. „Diesmal wird sie sich schon an diesen „furchtbaren“ Anblick gewöhnen müssen, denn ich möchte es nicht, daß Suschen bei dem Wetter und noch dazu am letzten Ferientag die weite Reise bis nach Berlin dritter Klasse macht. Mein liebes Kind muß heute einmal einen Zuschuß aus Vaters Kasse annehmen. Hier, Suschen, sind zwanzig Mark! Davon löse Dir ein Zuschlagbillet!“

Suschen wollte bescheiden das Anerbieten des gütigen Vaters zurückweisen. Aber ein energischer Rippenstoß von seiten der praktischen Schwester, sowie eine nicht mißzuverstehende Geste derselben hießen sie schweigen.

Erröthend nahm sie das Goldstück.

Ihre Dankesworte wurden durch den hastigen Eintritt eines jungen Mannes, ihres Bruders, unterbrochen.

„Na, Susi, — kleine Nöhl Susi! Dacht' ich's mir doch! Noch nicht mal in Hut und Mantel, und in zwanzig Minuten geht der Zug. Daß Ihr Mädels doch auch nie nach der Uhr leben könnt! Macht Euch schnell fertig! Ich werde vorangehen!“

Jetzt gab es ein hastiges Hin und Her. Es ging Trepp auf, Trepp ab. Bald fehlte dies, bald jenes notwendige Reiserequisit.

Der Vater mit der Uhr in der Hand trieb zur Eile und half Susi in den geschmähnten Mantel.

„Ach Gott!“ rief diese kläglich, indem sie betrübt an sich herunter sah. „Nun ist an dem alten Mantel auch noch ein Knopf lose! Den muß ich noch schnell annähen. Das erhöht allerdings meinen Eindruck nicht!“ Mit großer Seelenruhe langte sie nach Nadel und Faden.

Melancholisch hing der besprochene Knopf bei dieser Feststellung einer ihm ja längst bekannten Thatsache herab. Jetzt würde gewiß die spitze Nadel kommen und ihn unbarmherzig durch den Leib stechen und ihn wieder erbarmungslos in Reich und Glied zwingen.

Aber Else bewahrte ihn vor diesem Schicksal. Stillschweigend, aber hastig, nahm sie der Schwester Nadel und Faden aus der Hand, stülpte ihr kurz entschlossen die Pelzmütze auf — und drückte ihr verschiedene Päckchen in die Hand.

In kürzester Zeit sehen wir dann wirklich unser Schwesternpaar dem nahen Bahnhof zustreben. — Mit wildem Ungestüm warf sich ihnen der Schneesturm entgegen, zerrte an ihren Kleidern, trieb ihnen feine eisigen Flocken ins Gesicht und eilte hohnlachend weiter, wenn sich die jungen Mädchen kopfschüttelnd und unwillig scheltend durch hochaufgeworfene Schneewälle mühsam ihren Weg bahnen mußten.

Zustig und ungestüm, sich seiner ungestörten Freiheit freudig, tanzte an seinem langen Fädchen der böse Knopf im Winde und lockte durch seine Sprünge mit hartnäckiger Tücke die Augen seiner ordentlichen Trägerin auf sich.

In der Nähe des Bahnhofs angekommen, sahen die jungen Mädchen ihren Bruder auf dem Vorplatz wartend und lebhaft winkend stehen. Und Suschen kam eigentlich erst wieder zur Besinnung, als sie, inmitten ihrer Pakete und Päckchen, in einem Koupee zweiter Klasse thronte.

Mit verschmitztem Lächeln stand ihr Bruder, ein gesuchter Rechtsanwalt, vor der Thüre. „Na — Suschen? Du bist hoffentlich nicht böse, daß ich Dir ein Zuschlagbillet genommen habe. Es war mir bei der heutigen Fülle sicherer. Leider konnte ich nur eins bis Ng. bekommen. Hier — hast Du zwanzig Mark — lös Dir dort eins bis Berlin.“

Ihren kaum wieder erlangten Athem wollte Susi benutzen, um dem Bruder von den schon erhaltenen zwanzig Mark zu sagen.

Doch ein jäher, überaus heftiger Stoß gegen die Füße ließ sie erschreckt nach der anderen Seite sehen.

Und der Blick, der ihr dort wiederum von Schwester Else zugeworfen, hieß sie mechanisch die Hand ausstrecken. Und mit einem zwischen Schuldbewußtsein und heimlicher Wonne gemischten Gefühl fühlte sie zum zweiten mal die angenehme Rundung eines Zwanzigmarkstücks in der Hand.

Die Dankesworte wurden ihr erspart. Denn die vom Schaffner energisch zugeworfene Thür schnitt ihr die Worte vom Munde ab.

Schon setzte sich auch der Zug in Bewegung und das letzte, das Suschen bei einem hastigen Hinausbeugen sah, war das diabolisch grinsende Gesicht ihres Komplizen, alias Schwester Else. Leise aufseufzend ließ sie sich in die weichen Kissen fallen.

„Hm! Das mußte sie zugeben: Es saß sich hier bei weitem bequemer, als auf den harten Bänken der dritten.“

Aber — zwanzig Mark besitzen oder nicht besitzen ist auch ein gewaltiger Unterschied. Besonders für eine Lehrerin, die mit Glücksgütern ja nie überreich gesegnet ist. Seit ihrem Aufenthalt in Berlin litt ihr Geldbeutel stets bedenklich an der Schwindsucht.

„Ach . . .“

Und was konnte man in der Residenz alles für zweimal zwanzig Mark haben!

Lockend tauchten allerlei Genüsse vor ihren Augen auf . . .

Wie oft konnte sie dafür ins Opernhaus gehen! — Ach, und dann das Deutsche Theater . . . sie liebte es so sehr. Aber bis jetzt hatte sie dieser Liebe sich so wenig hingeben dürfen. In ganz gemeiner Weise stemmte sich ihr Geldbeutel dagegen.

War es nicht ein viel edlerer Zweck, wenn sie das erhaltene Geld zur Bildung und Auffrischung ihres Geistes benutzte, als hier nur zur Bequemlichkeit des Körpers in den weichen Kissen zu ruhen?

Nachdenklich sah Suschen vor sich hin . . .

Plötzlich umspielte ein Lächeln ihre Lippen. Ihre Blicke wurden magnetisch von dem von seinem rechten Wege abgeirrten Knopf gefesselt, und von dort glitten sie über die ganze Gestalt.

Schwester Else hatte recht. Ihre Reisetoylette war nicht von exquisitem Reiz. Der Mantel, der ihr seit den vier Jahren, die er in ihrem Besitz, im Wachsen nicht gefolgt war, umhüllte sie fast wie die Haut eine gut gestopfte Wurst. Und vergebens versuchten ihre jugendkräftigen Formen sich der engeren Hülle anzubequemen. Auch war die Farbe den Stürmen der Zeit nicht gewachsen gewesen.

Suschen Werner mußte es sich in ehrlicher Selbsterkenntniß gestehen, daß sie eher einer Schneiderin oder einem Kinderfräulein gleich, als der Tochter eines höheren Beamten. — — In — ihres Anzugs wegen hätte sie unbeschadet dritter Klasse fahren können.

Mit wohligen Behagen wurden die beiden Goldfische jetzt ans Tageslicht gezogen und prohend hin und her geschaukelt — — wobei ihre Ohren mit Entzücken den hellen Klang des Metalls in sich aufnahmen und ihre Augen sich liebevoll an dem funkelnden Rothgold weideten — —

Mit einem plötzlichen Entschluß versenkte sie dann das Geld wieder in die Tiefe ihrer Tasche — — dort sollte es vorläufig unangestastet ruhen.

Wieder einmal hatte die Macht des Goldes über alle anderen Rücksichten gesiegt; denn ein Stündchen später sehen wir unsere Heldin auf dem Bahnsteig in R . . . g energisch nach einem Frauen-Abtheil dritter Klasse forschen. Fast verächtlich glitten dabei ihre Augen über die einladenden, grau gepolsterten Sitze hinüber — sie war gefeit gegen solche Versuchungen.

Doch nicht umsonst hatte unser Suschen seit fast einem Jahre in der Weltstadt gelebt. Sie hatte einen Plan gefaßt, mit dessen Hilfe sie auch in nicht allzu großem Gedränge bis Berlin zu kommen hoffte.

Ihre Büge mit schmeichlerischem Liebreiz bewaffnend, eilte sie auf den dienstthuenden Schaffner zu.

Wir wollen nicht so indifret sein, diesen kleinen Wortwechsel zu belauschen. Aber die freundliche Anrede: „Schaffnerchen!“ und ein zum Schluß in dessen (sich bereitwillig öffnende) Hand gleitendes Fünzigpfennigstück lassen uns so manches ahnen. Suschen war eben eine mit den Kniffen und Fingigkeiten des Lebens wohl vertraute Großstädterin.

„Kommen Sie man hier 'rin, Fräuleinchen. Hier ist's fast leer,“ sagte der Schaffner und mit einer an Schaffnern sonst nicht gewohnten verblüffenden Hilfsbereitschaft und Liebenswürdigkeit trug er unserm Suschen sogar das Gepäck in das von ihm bezeichnete Abtheil.

Mittrauisch spähte Suschen in das Koupee — aber erleichtert und erfreut hüpfte sie hinein, als sie nur eine ältere Frau darin entdeckte. Mit einem von bezauberndem Liebreiz strotzenden Lächeln verabschiedete sie dann den dienstfertigen Schaffner und ließ sich, beißergreifend, auf einem Eckplatz nieder.

Als der Zug die düstere Wartehalle verlassen hatte und über weite, weiße Schneefelder dahinrauste, streifte Suschen mit einem prüfenden Blick ihre Mitinsassin.

Mit großem Befremden entdeckte sie, daß deren Blicke fest und durchbohrend auf ihr ruhten und nach einigem scheuen Umherirren in Koupee immer wieder zu ihr zurückkehrten.

Ein leises Unbehagen kroch in Suschen empor — — es war doch eigentlich unheimlich, so ganz allein mit einem fremden Menschen stundenlang in einem engen, geschlossenen Raum zu sitzen, jeder Möglichkeit hinaus zu kommen beraubt. — Was konnte nicht alles passiren — — mein Gott, was las man nicht für Geschichten von Ueberfall und Diebstahl in den Zeitungen. — — Aengstlich befühlte Suschen ihre Tasche — — das Portemonnaie mit den sauer erworbenen vierzig Mark war noch da. Damit wuchs ihr auch wieder der Muth und aufathmend lehnte sie sich zurück und warf voll trotzigem Muth einen Blick auf ihr stilles Gegenüber.

Aber wie fuhr sie zusammen, als sie deren Blicke jetzt wieder so groß und unheimlich forschend auf ihr Gesicht gerichtet sah. — Angstvoll rückte Suschen auf ihrem Sitz hin und her — — aber je unruhiger sie wurde, um so beschwörender, auffälliger wurden die Blicke der Fremden. Ja, es hatte für Suschen den Anschein, als ob sie nur auf einen günstigen Moment lauere, um auf sie los zu springen.

Schließlich saß Suschen scheu und regungslos in eine Ecke gedrückt, Blick in Blick mit der Fremden. Und wie eine Taube

unter dem faszinirenden Blick einer Schlange wagte sie sich nicht zu rühren. Vergebens zermarterte sie ihr Hirn um einen Ausweg.

Angstvoll irrten ihre Augen zur Nothbremse — im äußersten Falle — — sie wollte sich nicht ohnmächtig ergeben.

Energisch, sprungbereit setzte sie sich in ihrer Ecke zurecht. — — da fuhr sie angstbebedend zusammen.

Die Fremde war hastig aufgesprungen und stand vor ihr.

Athemberaubend schlug Suschen das Herz bis zum Halse — — der Weg zur Nothbremse war ihr abgeschnitten.

Jetzt streckte die Unheimliche ihren langen, dünnen Arm gegen das in Angstschweiß gebadete Suschen aus — — und im reinsten ostpreussischen Dialekt lönte es ihr entgegen:

„Ach, Fräuleinchen! Erbarmen Sie sich — bitte steh'n Sie mal auf — ich glaub' Sie sitzen auf meinem neuen Hut.“

Unfäglich erleichtert — wie von unsichtbaren Fesseln befreit — sprang Suschen in die Höhe.

Ach Gott ja! — Da lag er wirklich, dem die beschwörenden Blicke geglolten.

Suschen beeilte sich, den in seiner Form nicht gebesserten Hut der Frau zu überreichen, lebhaft entschuldigend stammelnd.

Während die Frau jetzt, ohne ein Wort des Vorwurfs, ebenso krampfhaft wie vergebliche Versuche machte, den Reiz des neuen Hutes wieder etwas zu heben und den von Suschen so grausam geknickten Federn liebevoll wieder aufzuhelfen, verlangsamte sich die Fahrt des Zuges, und nach einigen Augenblicken wurde auf einer kleinen Station gehalten.

Mit einem schweren, abschließenden Seufzer stülpte die Frau den Hut auf den Kopf und stieg mit einem schüchternen Gruß aus.

Suschen blickte ihr nach so lange sie noch eine Spur der melancholisch herabhängenden Federn erblicken konnte — — dann sah sie sich befriedigt im Koupee um — — der unheimliche Gast hatte sie verlassen — sie war jetzt Alleinherrscherin in diesem Raum.

Eine Zeit lang konnte sie sich in dem wohligen Gefühl des Alleinseins. Dann aber, um die Langeweile zu bannen, öffnete sie ihr Eckoberchen. Mit stiller Nührung entdeckte sie dabei, wie Schwester Else für sie gesorgt; denn trotz ihres von der Langeweile unterstützten Appetits war Suschen nimmermehr imstande, dieser Herrlichkeiten bis Berlin Herr zu werden.

Aber wozu war denn der freundliche Schaffner da? Er verdiente ohnehin eine Belohnung, denn seit sie allein war, hatte er auf jeder Station hereingesehen und sich nach etwaigen Wünschen erkundigt. Das hatte ihr Herz gerührt.

Als er auf der nächsten Station wiederum mit freundlichem Grinsen an das Koupee herantrat, bot ihm Suschen von den appetitlich zubereiteten Brötchen an, und versprach ihm, als sie seine große Freude wahrte, für später auch noch einen Rest Wein. Denn da sie kein Glas bei sich hatte, wollte sie ihre Humanität nicht so weit treiben und abwechselnd mit dem Schaffner aus einer Flasche trinken.

Naum hielt nun der Zug auf der nächsten Station, so war auch der freundliche Schaffner schon da, um sich an dem versprochenen Wein und dem Rest der Brötchen zu laben. Bescheiden setzte er sich in die äußerste Ecke.

Suschen hielt es jetzt für Pflicht der Menschenfreundlichkeit, ihm sein Mahl mit einigen freundlichen Worten zu würzen. Treuherzig antwortete ihr der junge Mann.

Plötzlich setzte sich der Zug in Bewegung.

Erschrocken sprang der Schaffner auf und eilte zur Thüre, — — doch es war zu spät.

„Ach Gott! ach Gott! Fräuleinchen, erbarmen Sie sich — — nu' müssen Sie schon erlauben, daß ich bis zur nächsten Station hier drin bleibe — ich darf das Abtheil im Fahren nicht verlassen.“

Was konnte Suschen thun, als ihm die Erlaubniß hierzu zu erteilen, da die Verweigerung ja nicht in ihrer Macht lag.

Es war, als wären mit der Wiederbewegung des Zuges die Schleusen der Beredsamkeit des Schaffners geöffnet. Mit einem

treuherzigen, fast liebevollen Ausdruck sah er dabei seine Koupee-Gefährtin an.

Anfangs hörte Suschen theilnehmend den Reden des einfachen Mannes zu, die er nur zeitweise unterbrach, um einen kleinen Schluck aus der Flasche zu nehmen. Als dann aber theilten sich seine liebevollen Blicke wieder gewissenhaft zwischen den Brötchen und deren gütigen Geberin.

Die gleichmäßig monotone Sprechweise des Mannes, das bestäubende Geratter des dahinbrausenden Zuges, verbunden mit der hereinbrechenden Dunkelheit entrückten aber unsere Heldin allmählich der Gegenwart und ließen sie in eine Art Halbschlaf versinken.

Plötzlich fuhr sie in die Höhe — — der Redefluß des Schaffners war versiegt, und sie sah den Mann, tief über sie gebeugt, vor ihr stehen.

Mit einem nicht zu beschreibenden Ausdruck starrte er sie an — seine Augen fast unmittelbar vor den ihren.

Suschen war vor Schreck wie gelähmt.

Plötzlich hörte sie die von heftiger Aufregung zeugenden, heiser hervorgestoßenen Worte: „Ach — Fräuleinchen, liebstes Fräuleinchen! Wollen Sie meine Frau werden? Ich hab' 'ne feste Anstellung — sechshundert Mark — und 'ne Kuh!“

Es war, als wäre mit diesen Worten der Bann gebrochen, der unsere Heldin umfing.

Stolz, mit der ganzen Würde ihrer zwanzig Jahre, richtete sie sich empor: „Was denken Sie sich eigentlich, wer ich bin? — Ich bin die Tochter eines Rath's?“

Diese Worte wurden in einem Ton hervorgebracht, als ob sie sagen wollte: Ich bin Ihre Majestät — die Kaiserin.

Eine diesem ähnliche Wirkung schienen sie auch so schon auf den einfachen Mann zu haben. Ohne ein Wort zu sagen, wich er scheu und ängstlich, wie ein begossener Budel, in seine entfernte Ecke zurück, hielt, vor sich hinstarrend, die Hände im Schoß verschränkt und rückte und rührte sich nicht.

Unserm Suschen war trotz der Höhe, auf die sie sich geschwungen, allein mit ihrem abgewiesenen Freier nicht ganz wohl zu Muth. Und als endlich das Pfeifen der Lokomotive das Herannahen einer Station verkündete, dünkte ihr dies die holdeste Sphärenmusik.

Jetzt rührte sich auch der Freier. Einen treuherzigen, ängstlichen Blick auf seine Angebetete werfend, trat er auf sie zu: „Ach, Fräuleinchen! Sei'n Sie schon nich' böse — — ich hab's wirklich ehrlich gemeint!“

Und ehe Suschen eine — ihr auch sehr schwer fallende — Antwort zu geben vermochte, drückte der verschmähte Bräutigam die Thüre auf — und ward nicht mehr gesehen.

Es ist nicht möglich, die Gefühle zu beschreiben, die in Suschens Brust wahre Orgien feierten. Nur der eine Punkt tauchte allmählich aus dem Chaos ihrer Gedanken auf . . . sie hatte einen Korb ausgeheilt! . . . Und das war Suschens erster Korb!

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Telegraphenräthsel.

· - - - · -	alter Stand.
- - - · - -	Auszeichnung.
· - · - · -	weiblicher Vorname.
- - - - -	Musikstück.
· - · - · -	deutscher Fluß.
· - - - - -	Nahrungsmittel.
· - - - - -	Toilettestück.
- - - · - -	Spielzeug.
· - - · - -	kleines Gefäß.
· - · - · -	schmackhafte Frucht.
· - - - - -	Fisch.
· - - - - -	Münze.

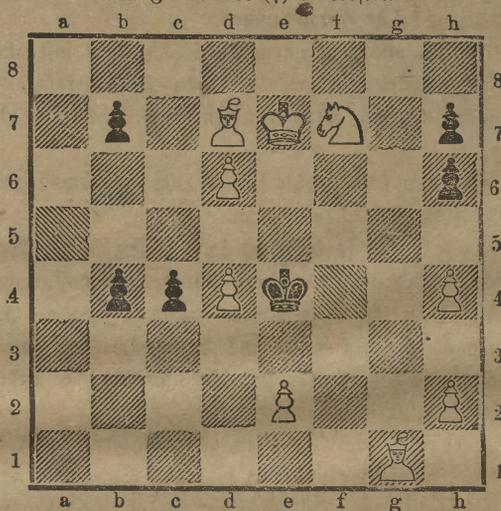
Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die auf die Punkte fallenden Buchstaben im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort.

Zogograph.

Am Vogel ist's, auch hat's manch Säugethier,
Ist drin ein o, dient's goldgefaßt als Bier.

Schachaufgabe.

Von Fr. Dubbe (+) in Moskau.



Weiß.

(9+6)

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Schwänzengefang.

Auflösung des Kapselräthfels.

Viele Hunde sind des Hasen Tod.

Auflösung des Buchstabenräthfels.

Bach, Buch, Bauch.

Auflösung des Möffelsprungs.

Das beste Lebensregiment
Ist, wo Gefühl die Seele schwellt
Und die Vernunft das Ruder hält.

Seume.

Auflösung des Räthfels.

Bau.

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. b, c, dB, a10, K, D, 8; cA, D, 8.

M. aA, 9; bA, 10, K, D, 9, 7; dA, 10.

H. aB; b8; c10, K, 9, 7; dK, D, 9, 8.

Stat: a7, d7.

Spiel:

1. B. dB, aA, aB, (-15). 2. H. cK, cA, a9, (-15).

3. M. dA, dK, a10. Der Spieler muß noch 2 Stiche abgeben: B. c8, bA, c9 (-11) und H. c10, cD, b10 (-23). Damit haben die Gegner 64.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Hans Kuhl, Bruno Reib, Martha Schulz, Stanislaus Musielewicz, F. Voß, Fritz Ott, Walter Rettig, Max u. Margarethe Fiedler, Edwin Korsch, S. Jastat, Fritz Kroner, Kurt u. Elise Julius, Fritz Arndt, Curt u. Georg Schaffstädt, Willi Bozorski, Bromberg, Carl Haase, Schlausenau, Luise Bürow, Arthur Büttke, Elise u. Hans Klett, Bromberg.